



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s B r ü s s e l.

Die Ausbreitung der Deutschen über die Erde. — Deutsche Officiere, Diplomaten und Handwerksburschen im Auslande. — Deutsche Schriftsteller in Brüssel. — Benedek und sein Buch über England. — Francis Grund, der publicistische Scotsfield. — Correspondenzbureau.

Den Franzosen gehört die Erde, den Engländern das Meer und den Deutschen die Luft, sagt ein alter Schriftsteller. Allein das ist baare Verleumdung. Erde, Meer und Luft, die ganze Welt gehört den Deutschen. Während man zu Hause immer neue Colonisationspläne heczt, fragt man im Auslande: Mein Gott, wo kommen nur die vielen Deutschen her? Gibt es denn noch welche in Deutschland selber? Alle Erdwinkel wimmeln ja von ihnen. Mitten in den Weltstädten gibt es deutsche Städte von sechszig bis achtzigtausend Seelen, aber nicht nur in Paris und London, wo Fremde aller Nationen leben, haben sie ihre Colonien, sondern eben so reich sind verhältnismäßig Rom und Petersburg, Amsterdam und Venedig, Lyon und Manchester, Krakau und Odeffa ic. ic. mit Absenkern deutschen Stammes gesegnet; gar nicht von der andern Halbkugel zu sprechen, wo sie einen der republikanischen Vereinsstaaten ganz füllen und wo die Schwaben vor dem vierzigsten Jahre gescheidt werden sollen. Ein Blick auf die Lage und das Treiben der Deutschen im europäischen Auslande, führt jedoch zu einem andern Schlusse. Es ist wahr, was Stricker von ihrer Ausbreitung über die Erde sagt, aber darum gehört die Welt nicht ihnen, sondern sie gehören der Welt. Ueberall dienen sie als Fußschemel und Dreschflegel, als Lad- und Prügelstöcke, als gute Werkzeuge in Krieg und Frieden, und wenn sie auch in manchen Fällen „das Salz der Welt“ sind, wie die nationale Selbstliebe predigt, so lassen sie sich eben mit Wollust von der fremden Masse auffaugen. Und wie verschieden ist ihr persönliches Schicksal!

Grenzboten, 1845. IV.

Man denke sich nur die tausendfachen Abstufungen durch, von den deutschen Prinzen, die an den vier Enden Europa's, in England, Rußland, Portugal und Griechenland, auf alte und neue Throne gepropft sind, bis zu den armen Flüchtlingen, die allerwärts ihre Mosquitoküste finden, d. h. ein Leben das die zahllosen Mosquitostachel der Sorge und Sehnsucht, der Unruhe und der Heimathlosigkeit mehr als picant machen.

Der Refrain aber bleibt: nirgends sind sie die altgermanischen Eroberer mehr. Im Kaukasus kämpften schon deutsche Cavaliere in Kosakenuniform gegen die Freiheit der Tscherkessen, in Algier balgen sich deutsche Demagogen mit Beduinen und Schakalen, zum Besten der französischen Gloire; in Italien lernen die deutschen Künstler hebräische Formenschönheit, und das könnte man sich gefallen lassen, aber o wie ist dort der Furor teutonicus zum Gespötte geworden. Die Enkel Tell's, die biderben republikanischen Alpenföhne, vermietten ihre breiten Fäuste für so und so viel Baken den Tag, trampeln in Harlekinstracht auf dem Nacken eines gebeugten Volkes herum und helfen Kom mehr, als die Kongoaner in Leipzig und Breslau ihm schaden. Seine besseren Kinder verstoßt Deutschland nach Frankreich, Britannien oder Amerika, wo sie als lebendige Zeugen deutscher Engherzigkeit herumgehen: seine pffiffigen aber steigen in Rußland zu den höchsten Stellen und werden zu Hause mit Stolz genannt, weil sie, zum Ruhme deutscher Brauchbarkeit, in die moskowitzische Tyrannei deutsche Methode bringen. Seltsam! in den civilisirten Staaten von Westeuropa, wo sie die fremde Freiheit mitgenießen, da sind sie weich und nachgiebig, anglisiren und französisiren sich mit mehr Eifer als Geschick, und erwecken deshalb in der Regel für die Deutschen als Nation keine große Achtung: in den osteuropäischen Barbareien dagegen, in Polen, Ungarn und Rußland, wo sie als Lichtbringer auftreten, da sind sie steif und prüde, benehmen sich bureaukratisch, pedantisch und erwecken deshalb in der Regel für die Deutschen als Nation keine große Liebe. Die freieste, schönste Rolle spielt am Ende der deutsche Handwerksbursche; singend und „sechtend“, wie die alten Normannen, aber friedlicher, fährt er weit und breit in der Welt herum, sein Panzerhemd die Blouse, sein Schwert der Knotenstock: in der Picardie und Provence, in den flandrischen Ebenen, wie auf den ungarischen Haiden trifft man zuweilen den braven deutschen Knoten. Aber auch der wurzelt zuletzt gern in der Fremde, vergißt oder bspöttelt nicht ohne Grund des Wanderbüchels Zwang, des Herbergsvaters saure Mienen, des Meisters Grobheit und des Altgefellen Hochmuth, kurz all das Pech, die Pein und den unnützen Trödel deutscher Zunftphilisterei. Zu Hunderten lassen sich deutsche Handwerksburschen in Frankreich und Belgien nieder, wo man nicht nach ihrem Meisterdiplom fragt, wenn sie nur meisterlich arbeiten; und das thun sie.

Auch in der Hauptstadt Belgiens, einer der kleineren Metropolen von Europa, ist Deutschland nach allen seinen Ständen vertreten, und hier gäbe es eine vollständige Colonie, wenn die Individuen mit einander mehr zusammenhängen oder einen Gesamteinfluß auf die öffentliche Meinung hätten. In Brüssel, wo ein deutscher König residirt, wo es deutsche Kaufleute, Professoren, Buchhändler und Schriftsteller gibt, wo das Volk germanisches Blut in den Adern hat und eine niederdeutsche Mundart spricht, in Brüssel versteht man Deutschland nicht mehr und nicht besser, als in Paris oder London. Selbst in geselliger Beziehung ist der Verband zwischen den hiesigen Deutschen sehr locker und zufällig, und nur zuweilen bilden sich auf eine Saison lang interessante Kreise unter den durchreisenden oder temporär verweilenden Deutschen.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen der deutschen Professoren an den belgischen Universitäten, die Herren Gluge, Ahrendt, Ahrens u. c., hat der Redacteur dieser Blätter in seinem Buche über Belgien gebührend gewürdigt, und ich kann mich daher jeder weiteren Bemerkung über sie enthalten. Gegenwärtig leben hier Jacob Benedey, Francis Grund, Moriz Hartmann und noch einige mehr oder weniger bekannte deutsche Schriftsteller. Benedey ist ein stiller, lebenswürdiger Mann, ein frommer Blondkopf, in dessen Gesichte die Poesie des Flüchtlingslebens deutlich geschrieben steht. Wenige von den Deutschen, welche politisches Unglück in die Fremde trieb, haben ihr Exil so ehrenhaft bestanden, wie er. Benedey ist vorzugsweise Gemüthsmensch und man muß daher manche Lichter und Schatten in seinen touristischen Büchern auf Rechnung poetischer Stimmungen und Verstimmungen schreiben. Seiner Schrift über die deutschen und französischen Sprichwörter, einer Frucht fleißiger Sammlung und langen Studiums hat das Heimweh Farben geliehen, welche Deutschland gar zu rosig und Frankreich gar zu grau malen. Sein Buch über Irland scheint uns eben so brillant wie einseitig; denn es ist voll jener deutschen Ideologie, die dem Poeten besser steht als dem Länder- und Völkerkritiker. Die kindliche Naivetät, den frischen Humor, die angeborene Großmuth und die katholische Phantasie des irischen Volkes hat Benedey meisterhaft geschildert, aber seiner Sympathie für das reizende und, weil unterdrückt, doppelt lebenswürdige Erin hat er sich dabei so blind hingegeben, daß er die Schwächen des irischen Volkscharakters nur zu oft übersah oder zu gering anschlug, und doch sind das wesentliche Punkte, wenn es darauf ankommt, Irlands Elend zu erklären, dessen Schuld nur halb auf Englands Schultern liegt. Vieles hat die Geschichte verschuldet, d. h. nicht blos Englands, sondern auch Irlands vergangenes Leben: Vieles die unverantwortliche Lage der Dinge, — wenn man will, die Geographie. Die Irländer würden besser in den Süden taugen, wo das Leben ein phan-

tastischer Traum ist, nicht ein fortwährender Kampf der Arbeit; am wenigsten sind sie gemacht, mit Schotten und Engländern wetteifernd am halben Gespann zu ziehen.

Vor Kurzem hat Benedey ein Werk über England herausgegeben, über welches sich noch kein fertiges Urtheil fällen läßt, weil der dritte Band noch in den Windeln der Brockhaus'schen Druckerei liegt. Aber im Allgemeinen geht durch das Buch ein Ton, der von den hergebrachten Tönen der Begeisterung für alles Englische sehr grell absticht und darum gewiß die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums im höchsten Grade anregen wird. Es ist besonders merkwürdig, daß ein Deutscher, und zwar ein inbrünstiger, schwärmerischer Deutscher, über das „stammverwandte“ England so schneidend urtheilt, wie man sonst nur Franzosen gewohnt ist urtheilen zu hören; daß ein nationaler Deutscher von unsern „Bettern“ über dem Canal sich stärker abgestoßen fühlt als von unsern „Erbfeinden“ über dem Rhein. Freilich muß man nicht vergessen, daß Benedey erst Irland und dann England sah. Die historische und streng politische Einleitung des Werkes wage ich nicht, in diesem flüchtigen Brief zu kritisiren, aber die Kapitel „Gegenwart“, welche die zweite Hälfte des zweiten Bandes ausmachen, scheinen mir für Benedey's Talent und Anschauungsweise ganz bezeichnend. Alles in England, wodurch ein reiches Gemüth, ein humaner Sinn verletzt werden muß — und daran fehlt es dort nicht — ist in einer Reihe von abrupten, pointirten, dunkel schattirten Skizzen zusammengefaßt, und wer sich der Eindrücke erinnert, die London zum ersten Mal auf ihn machte, wird nicht läugnen können, daß in Benedey's Schilderungen viel Treffendes, Scharfes und jedenfalls Wahrgefühltes ist. Man nehme dazu, daß der Verff. nach der Riesstadt mitten im Winter kam, wo ein Fremder es doppelt schwer findet, sich heimisch zu fühlen, und man begreift, wie seine Skizzen oft zu Nachtstücken werden mußten und wie er mit dem Scharfsinn der Empfindlichkeit in jeder kleinen Nuance des gesellschaftlichen Lebens, in jeder hergebrachten Wendung der Sprache, in jedem Brauch, der von deutschen und französischen Gewohnheiten abweicht, von der Einführungsphrase im drawing-room bis zum Thürklopperreglement, einen neuen Stachel entdeckt und einen neuen Beleg für seine trostlose Gesamtansicht vom britischen Nationalcharakter. Die zahllosen Lichtseiten des englischen Wesens dagegen sind überall nur flüchtig angedeutet; in die schöne Heimlichkeit des Familienlebens der mittlern Stände z. B. hat er nur manchmal einen „verstohlenen Blick“ werfen können. Eines ist, worauf er stets mit bewundernder Anerkennung zurückkommt: die furchtbare Willenskraft und der eiserne Heroismus des englischen Volkes. Allein auch diese Größe macht im Benedey'schen Gemälde nur einen unheimlichen Eindruck; sie ist ja mit so tiefer Heuchelei, so eiskaltem Egoismus, so crasser Habgier

und so kleinlicher socialer Tyrannie verbunden, und man fragt sich unwillkürlich: Ist denn die Kraft nie denkbar ohne Härte, sind vielleicht andere Völker nur deshalb weicher, weil sie schwächer sind? Wird nur der consequente Egoismus mit so stolzen Erfolgen belohnt? Ist die politische Freiheit nur für religiösen und socialen Buchstabendienst zu erkaufen und die Größe nach Außen nur auf ein gräßliches Helo- tenthum im Innern zu gründen? Kann Reichthum und Fülle nur Dem werden, dem das Gold Zweck ist statt Mittel, nur dem Midas, der dadurch selber elend wird und Andre elend macht? — Zum Schluß will ich noch bemerken, daß der Verf. die Nemesis über Eng- land schon hereinbrechen sieht; nach ihm ist das stolze Albion bereits oder bald auf dem Culminationspunkt angelangt, von dem es herab- steigen wird, nicht ohne vorher, durch seine angeborene Riesenkraft, noch weiterschütternde Thaten zu thun. Benedey hat seine Ansicht systematisch zu beweisen gesucht und in der raisonnirenden historischen Einleitung erklärt er, gleichsam zur Beschwichtigung seines germani- schen Gewissens, wie die ursprünglich gesunden sächsischen Volksele- mente durch die einseitige Entwicklung des Eroberungs- und Handels- geistes allmählig zurückgedrängt und gelähmt wurden. Ich referire blos. Ein entscheidendes Urtheil in solchen Dingen würde auch weisen Leu- ten, als ich bin, schwer fallen. England ist eine so eigenthümliche und widerspruchsvolle Welt, daß sie die verschiedensten Auffassungen zuläßt und daß die schwärzesten Prophezeihungen, wie die heitersten, gleich nahe an die Wahrheit streifen können; auch ist zu bedenken, daß der Anblick der langen und heftigen Krisis, in der es sich befindet, jedem Touristen, wenn es nicht eben der harmlose Kohl ist, seine Unbefangenheit rauben wird. Freilich, auch Deutschland, Frankreich und der ganze orbis terrarum ist in einer kritischen Uebergangsperiode begriffen. Darum liebt unsere Zeit ja nirgendwo eine parteilose Kritik, und nicht einmal Völker- und Länderkunde kann man ruhig und behaglich treiben wie einst.

Bis jetzt habe ich Sie schon zu lange mit Büchern unterhalten, lassen Sie uns wieder auf Menschen kommen.

In Belgien, auf dieser Uebergangsbrücke zwischen den drei wich- tigsten Ländern Europas, findet man oft, wenn auch nur vorüberge- hend, die merkwürdigsten Persönlichkeiten von den entgegengesetztesten Enden der Erde. Um bei den Deutschen stehen zu bleiben, müssen wir hier einen der bedeutendsten Publicisten anführen, welcher der deutschen, amerikanischen und englischen Presse zugleich angehört. Es ist dies der nordamerikanische Generalconsul Francis Grund, der seit einigen Monaten seinen Posten in Bremen mit dem in Antwerpen vertauscht hat; eine Art publicistischer Seatsfield, der mit dem einen Fuß in Deutschland, mit dem andern in Amerika steht. Francis Grund ist ein geborener Wiener, der vor 22 Jahren nach Amerika

auswanderte, dort Advocat wurde, mehrere der einflussreichsten Journale redigirte, später Italien, England und Frankreich bereiste und endlich in amerikanschen Staatsdienst trat. Die verschiedenen Schriften, die er während dieser Zeit theils in englischer, theils in deutscher Sprache publicirte, sind uns nicht alle gegenwärtig, aber sein englisches Sittenbuch ist anerkannt eine der trefflichsten Schriften über britisches Leben. Die geniale Persönlichkeit dieses Mannes ist eben so ungewöhnlich wie seine erstaunlichen Kenntnisse. Ein ungeheueres, das Heterogenste umfassendes Gedächtniß ist bei ihm mit einer Leichtigkeit der Darstellung, mit einem Reichthum von Ideen und mit einer unermüdlischen Thätigkeit gepaart, wie sie nur bei einer so feurigen und zugleich unverwüstlich gesunden Natur möglich ist. Derselbe Francis Grund, der in Amerika ein beliebter Volksredner ist, der die Geschichte, die Gesetzgebung, den Binnen- und Seehandel, die Hilfsquellen und die Zustände der eis- und transatlantischen Nationen in ihren kleinsten Details kennt, ist eben so vertraut mit den neuesten Forschungen der europäischen Geschichte, den jüngsten Entdeckungen der Naturwissenschaft und den neuesten Productionen der Literaturen dies- und jenseits des Oceans. Grund hat ein Handbuch der Chemie geschrieben und Gedichte von Rückert sehr glücklich in's Englische übersetzt. Während er eine ununterbrochene Verbindung mit den bedeutendsten englischen und amerikanischen Zeitungen unterhält, bringt die Augsburgische Allgemeine und die Cottaische Vierteljahrschrift aus seiner Feder jene Mittheilungen und Beleuchtungen amerikanscher Zustände, die seit Jahren als die besten Duellen über diese Angelegenheiten gelten. Francis Grund, obwohl in glücklichen Lebensverhältnissen und ein Weltmann im edelsten Sinne des Wortes, ist durch und durch Demokrat. Es ist ein Mann von einigen vierzig Jahren und offenbar noch zu einer großen politischen Rolle bestimmt. Interessant wäre es, die Biographie von Francis Grund genauer zu kennen, denn der Uebergang von einem geborenen Oesterreicher zu einem amerikanschen Politiker muß gar viele lehrreiche und merkwürdige Zwischenstationen gehabt haben, unter denen vielleicht nicht die unbedeutendste jene Periode war, wo der republikanische Bürger, als verheiratheter Mann und in Begleitung seiner Gattin, einer lebenswürdigen Dame aus Südcarolina, nach Europa kam, um die Universität Tübingen zu beziehen.

Ziemlich abgefondert und außer Verkehr mit den übrigen Deutschen leben hier einige deutsche communistische Schriftsteller, die Herren Marx, Engels, Seiler u. s. w. Letzterer leitet ein nach französischem Muster organisirtes Correspondenzbureau, welches eine gute Zahl deutscher Zeitungen mit den neuesten Nachrichten und Auszügen aus englischen, französischen und belgischen Blättern versorgt. Das Unternehmen, welches ungefähr ein Jahr alt ist, scheint bereits in seinem

Bestehen gesichert, da selbst einige der ersten Zeitungen in Deutschland es nicht verschmähen, die vom Correspondenzbureau gelieferten Auszüge und Uebersetzungen als leitende Artikel über England, Frankreich u. s. w. abzudrucken.

II.

Aus Wien.

Der Eisenbahnbau. — Die Akademie der Künste und der Kunstverein. — Mosaik von Raffaelli. — Musikalische Genüsse. — Französisches Theater. — Journalistik. — Die „Gegenwart“ unter Dr. Frankl. — Redactionsweisheit. — Die Flüchtlinge von Rimini. — Jubiläum des Tridenter Concils.

Die Bahnstrecke zwischen Grätz und Cilli an der Kärnthnerschen Grenze ist bereits vollkommen hergestellt und die Fahrten könnten in jedem Augenblicke beginnen, allein man hält den jetzigen Zeitpunkt für die Eröffnung einer Eisenbahnstraße für sehr unpassend und das mit Recht, denn der Winter hat schon sein Schneetuch über die ganze Gegend im Thale der Mur ausgebreitet und wie mild auch die Lüfte diesseits des Sommerings wehen, jenseits dieser Gebirgswand ist die Natur bis über die Ohren in den Pelz des Winters eingehüllt und träumt von den schönen Tagen des Lenzes. Auf diese schönen Tage wird man warten, und wenn der Frühling des Jahres 1846 die Locomotive bis an die Grenzbäume der Steiermark heranbrausen sieht, so wird der Herbst desselben Jahres den ersten Eisenbahntrain nach Laibach führen in das Herz Syriens. Die großartige Felsenarbeit an der sogenannten Bodlwand ist nunmehr ebenfalls vollendet und das Nothgeleise weggenommen worden. Die Fortsetzung der nördlichen Staatsseisenbahn von Prag an die sächsische Grenze ist gleichfalls in Angriff genommen und über zwei Meilen die Erdarbeit vollendet, wobei im Ganzen 4000 Arbeiter beschäftigt sind. Wie man hört, haben die Arbeiten auf der sächsischen Linie bei Dresden gleichfalls begonnen, und so verspricht die ersehnte Verbindung mit dem nördlichen Deutschland in Kürze realisiert zu sein.

Unsere künstlerischen Kreise werden jetzt durch mancherlei Erscheinungen und Reformen bewegt. Dahin gehören die Zerwürfnisse im Schoße der Akademie selbst, von welcher Viele wünschen, daß sie sich so bald als möglich ganz auflösen möge, indem sie in ihrer gegenwärtigen Verfassung mehr ein Hemmniß jedes Kunstschwunges ist, als ein Förderungsmittel zum Gedeihen der Kunst. Auch im Ausschusse des Kunstvereins lodert die Flamme der Zwietracht, indem neuerdings in Vorschlag gebracht wurde, den Ankauf von Bildern nicht bloß auf die einheimischen Künstler zu beschränken, sondern zum Vortheil der diesen Verein bildenden Mitglieder auch auf fremde Maler auszudehnen. Möchte nun auch das Motiv dieser Maßregel, nämlich die Unzufrie-

denheit der Mitglieder mit dem Kunstwerthe der erworbenen Gemälde, seine vollkommene Nichtigkeit haben, so entstand doch noch die Frage, ob dieser niedere Kunstwerth der angekauften Bilder nicht mehr dem Geschmacke des Wahlcomités als dem Kunstvermögen der österreichischen Maler überhaupt zum Vorwurfe gereiche. Es scheint wenigstens nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß die Wahl der angekauften Bilder nicht die beste gewesen; schon lange gilt der an ein Gemälde im Saale der Ausstellung angeheftete Kunstzettel des Kunstvereins als ein schlechter Empfehlungsbrief in den Kreisen der Künstler und Kenner. Unter solchen Umständen wäre es ohne Zweifel besser gethan, das eitle Protectionssystem versuchsweise aufzugeben und dafür ein Wahlverfahren zu beobachten, bei welchem nicht untergeordnete und persönliche Rücksichtsnahmen thätig sind, und erst wenn dieses Verfahren ebenfalls ein ungünstiges Resultat darböte, konnte vernünftigerweise von der Aenderung des herrschenden Systems bezüglich der patriotischen Beschränkung im Ankaufe der Bilder die Sprache sein. In diesem Sinne hat sich auch ein Mitglied des Ausschusses, der Bildhauer Preleuthner, gegen den Vorschlag des Vorstandes ausgesprochen, welcher durch diese wohlbegründete Gegenrede dergestalt erbittert ward, daß er sich zur Niederlegung seiner Stelle bereit erklärte; ein Entschluß, der indeß schwerlich zur Ausföhrung kommen wird, denn die Mehrzahl der hiesigen Künstler hegt einen zu tiefen Respekt vor dem Einflusse dieses Mannes, der ihren Vermittler abgiebt mit der Sphäre der hohen Aristokratie, von welcher sie doch vorzugsweise leben müssen.

Nicht geringes Aufsehen erregt gegenwärtig die Aufstellung eines vom kaiserlichen Hofe in früheren Jahren um den enormen Preis von einer Million Franken erworbenes Mosaikbild von Raffaelli, welches das Abendmahl des Leonardo da Vinci darstellt und sich durch Farbenpracht und feine Zeichnung hervorthun soll. Bis jetzt war es in den Kisten verpackt, in welchen es aus Italien hieher befördert worden. Der Sohn des Meisters, der junge Raffaelli, wird nächstens aus Rom hier eintreffen, um die Arbeiten bei der Einfögung der Tafeln in eine der Seitenwände des Minoritenklosters zu leiten, wozu Se. Majestät abermals die Summe von 15,000 Gulden C.-M. angewiesen hat. — Bei den Nachgrabungen im Boden der Kirche gelangte man zu deren Katakomben und fand eine große Anzahl von Särgen mit Leichen aus verstorbenen Jahrhunderten, darunter auch manche historisch bekannte Person, in gänzlich unverwes'tem Zustande.

An musikalischen Genüssen leiden wir gewiß keinen Mangel, denn Berlioz, David und Nikolai haben uns hintereinander ihre Productionen vorgeföhrt. Ueber den Ersteren hat sich endlich ein bestimmteres Urtheil gebildet; Niemand spricht ihm Talent ab. Manche sind der Ansicht, als ahne Berlioz die von ihm gewünschte Erweiterung der

Tonsprache mehr, denn daß er dieselbe klar zur Anschauung zu bringen vermöchte. Sie betrachten ihn als den Johannes, der dem Messias vorangeht und das Wort verkündet, das dieser bringen soll. An Schmeichlern fehlt es Berlioz hier nicht, dafür sorgt die Furcht vor seiner Journalistenfeder. Heute geben sie ihm zu Ehren ein großes Festessen im Casino, dann eilt er nach Prag und Pesth, um diese beiden Städte gleichfalls mit seinen räthselhaften Schöpfungen zu beglücken. — Einen grellen Gegensatz zu Berlioz bildet Felicien David, dessen „Wüste“ im Theater an der Wien zur Aufführung gebracht wurde und allgemein ansprach. Die Einhelligkeit in der Anerkennung dieses fremden Tonmeisters bei aller Fremdartigkeit der Schilderung ist wohl hauptsächlich daraus zu erklären, daß er durch Anlehnung an den üblichen Styl dem Ohre des Zuhörers schmeichelt, welches Neues hört, ohne das Alte vergessen zu müssen. — Nikolai hat sich endlich mit den verfeindeten Künstlern ausgesöhnt, indem er sich verpflichtete, fortan seinen rothen Adlerorden bloß zweimal im Jahre zu tragen. Das Orchester des Hofopertheaters beginnt in dieser Saison wie früher unter seiner Leitung den Cyclus der im besten Ansehen stehenden philharmonischen Concerte, welche stets ein elegantes und kunstsinziges Publicum zu versammeln pflegen. Auch hat Nikolai ein Concert veranstaltet, in welchem bloß seine eigenen Compositionen executirt wurden. Diese sind zwar geschmackvoll, aber ohne allen Schwung. Der witzige Componist D. nannte Berlioz und Nikolai gleich ohnmächtig, doch mit dem Unterschiede, daß Berlioz sich fortwährend bemüht, schöpferisch aufzutreten, indeß Nikolai wenigstens so bescheiden ist, seine Schwäche einzusehen und jedes geniale Gelüste aufzugeben.

Im Hofopertheater, wo die peinlichste Verödung herrscht, haben die französischen Schauspieler unter der Direction des Herrn Sainval ihr Wesen begonnen, und dieser Umstand dürfte dem jämmerlichen Kunsttempel, auf dessen Schwelle das Gras wächst, wieder einige Beachtung zuwenden, wenigstens in jenen Schichten der Gesellschaft, in denen die Theilnahme an Allem, was französisch heißt, mit Ausnahme der französischen Pressfreiheit, der französischen Gleichheit vor dem Gesetz und einiger anderen französischen Verwerflichkeiten, zum guten Tone gehört, dessen sich Niemand entschlagen darf. Ich habe noch keine Vorstellung derselben besucht und kann darum nichts aus eigener Anschauung über sie sagen, als daß das Repertoire sehr schlecht ist, nichts als Abhub der Pariser Vorstadt Bühnen und altes Kumpelzeug.

Unsere Journalistik erleidet wenig Veränderungen. Bei Wallishauser erscheint im künftigen Jahre eine neue ökonomische Zeitschrift, welche der im Fache der Landwirthschaft vielerfahrene Rath Andre redigiren wird. — Die „Gegenwart“, welche unter Schuhmacher's Redaction ihren Lauf begann und bei ihrem monatlichen Abonnement seit ihrem zweimonatlichen Bestehen bereits 1200 Abonnenten zählt,

soll vom Jahre 1846 an unter die Leitung des Dichters Dr. Frankl kommen, welcher auch Redacteur der „Sonntagsblätter“ ist und als solcher bewiesen hat, wie ein heutiges Journal selbst unter dem Druck ungünstiger Verhältnisse sich den Ruhm einer gesinnungsvollen und ehrenhaften Haltung zu erwerben im Stande ist. Es wird dann wohl das Hauptaugenmerk des Verlegers und der neuen Redaction sein müssen, dem politischen Theile des durch eine umfassende Concession wie kein anderes beglückten Blattes mehr frisches Leben einzuhauchen und Lächerlichkeiten zu vermeiden, wie sie der frühern Redaction seltsam genug passirt sind. So erklärte unlängst Herr Schuhmacher in der „Gegenwart“, es habe Jemand versucht, sein politisches Glaubensbekenntniß herauszubekommen. Ja, prosit! er, Herr Schuhmacher, sei weise; er binde seine politische Meinung nicht Federmann auf die Nase, kaum lasse er sie unter Freunden blicken. Der Redacteur eines politischen Blattes im 19. Jahrhundert!

Die 17 italienischen Insurgenten, welche sich in Folge des unglücklichen Ausgangs des Aufstandes in Rimini auf das Meer flüchteten, um an der griechischen Küste oder den jonischen Inseln eine Freistätte zu finden, aber vom Sturme nach Fiume getrieben wurden, werden dort zwar bis auf weitem Befehl in engem Gewahrsam gehalten, allein von einer Auslieferung an die päpstliche Regierung ist nicht zu denken. Oesterreich weiß am besten, was die Romagna unter der Herrschaft der Tiara zu leiden hat; bekannt ist die Fruchtlosigkeit seiner Rathschläge in Betreff zeitgemäßer Verwaltungsreformen. Wahrscheinlich werden die Flüchtlinge nach England oder Nordamerika gebracht werden; die österreichische Regierung wird sich durch die Großherzigkeit der toscanischen doch nicht beschämen lassen. — Die Vertheidigungsartikel in der Allgemeinen Zeitung, in welchen die Vortrefflichkeit der Verfassung des Kirchenstaates mit grellen Farben ausgemalt und das Wohlbefinden des Volkes nach Möglichkeit gepriesen wird, schreibt man hier dem aus Rom angelangten Hofrath Hurter zu.

Wie ich höre, beabsichtigt die römische Curie durch die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums des Conciliums in Trient, welche im Frühjahr 1846 stattfinden wird, eine engere Vereinigung aller Kirchenfürsten in Deutschland. Es wird dabei ein sechsmonatlicher Ablass verkündet werden und der Ami de la Religion kann schon jetzt die Herrlichkeiten und die Gnadenquellen nicht genug beschreiben, die sich im Jahre 1846 des Heils der gläubigen Heerde anschließen werden. Neben der Marienkirche, in welcher das berühmte Concil abgehalten worden, wurde am 26. November d. J. der Grundstein zu einem Denkmal der heiligen Mutter Gottes gelegt, und in wenigen Tagen, nämlich am 13. December, soll dasselbe vollendet sein.

III.

Aus Cöln am Rhein.

Presypolizei. — Gesezeskunde. — Der preußische Index. — Das erste deutsche Censurmandat. — Theater. — Virtuosenhum. — Fasching. — Vereinelei.

Der heilige Amtseifer der Polizei, die verbotenen Bücher, die sich zur Zeit des Verbotes noch beim Buchhändler vorfinden, wegzunehmen, hat sich ganz gelegt, und zwar seit der Zeit, meint man hier, daß sich ein den Ostprovinzen entsprossener Herr Commissarius bei einer solchen Gelegenheit einmal die Finger verbrannt und seines allzugroßen Diensteyfers wegen von Oben herab einen tüchtigen Wischer empfangen. Die Leute aus den Provinzen jenseits des Rheins können sich durchaus nicht darein finden, daß bei uns noch französisches Recht gilt und scheinen dies oft mit und ohne Absicht zu vergessen. Einen patriotischen Wunsch können wir nicht unterdrücken; nämlich den, in allen Volksschulen die Grundzüge unsers Rechtes gelehrt zu sehen, damit der Bürger seine Rechte als Bürger, die ihm das Gesetz schützt und verbürgt, kennen lernt und sich wahren könne, wenn irgend eine Gewalt dieselben verletzen will. Doch um wieder auf die Bücherverbote zurückzukommen, so ist es lustig anzusehen, wie der polizeiliche Index verbotener Bücher mit jeder Woche an Umfang gewinnt, zu einem fürchterlich drohenden Ungeheuer anschwillt, wie weiland Dr. Faust's Pudel. Wir hegen aber die feste Ueberzeugung, daß — nun doch wenigstens unsere Nachkommen, doch wenigstens nach funfzig Jahren oder hundert, beim Anblick dieses Riesens-Tadepes ausrufen werden: War's möglich? Das also verbot man Anno so und so? und daß dann unser Index ein Curiosum sein wird, wie für uns jetzt jener, den Karl V. zum politischen Seelenheil seiner in Gott geliebten Unterthanen durch den Druck veröffentlichen ließ. — Eine Merkwürdigkeit in der Geschichte der deutschen Censur ist es aber, daß Bücher, wie das „humoristische Buch der Narrheit“, von Kalisch, das hier die beste Aufnahme gefunden hat, im neunzehnten Jahrhundert in der deutschen Stadt erschienen, von wo sich das erste deutsche Censurmandat aus dem fünfzehnten Jahrhundert herschreibt — nämlich aus Mainz. Hier gab Gutenberg der Welt das Licht und hier dachte man auch zuerst an Lichtschirm und Löschhorn. Im Jahre des Heils 1486, sage Eintausend vier hundert sechs und achtzig, den vierten Januar, erließ der Erzbischof von Mainz, Berthold gefürsteter Graf von Henneberg und Römhibl (1484—1504), das erste Censurmandat. Die ersten wohlbestellten deutschen Censoren hießen Joann Bertram von Nuenburg für die Theologie, Alexander Diethrich für die Jurisprudenz, Theodorich v. Meschede für die Medicin und

Andreas Cler für die freien Künste. Diese Censoren sind also gewissermaßen, wie die Uhren und Spinnräder, eine deutsche Erfindung, und wir sind sicher, daß in Mainz eine gewisse Partei schon längst mit dem Gedanken umgeht, jenen Männern auch ein Denkmal zu errichten, als Pendant zum Gutenberg. Der passende Platz wäre vor dem bischöflichen Seminar. In allen Geschichtscompendien, zu Nutz und Frommen der lieben deutschen Jugend fabricirt und approbirt, dürften unter den Prosamen der deutschen Culturgeschichte jene Namen nicht fehlen. Wer das Censur-Mandat des Erzbischofs von Mainz überschritt, wurde, wie natürlich, excommunicirt und nebenbei noch mit hundert Goldflorinen gestraft. Derjenige, welcher dies Curiosum näher prüfen will, möge in dem Codex diplomaticus, Francof. et Lips. 1758, 4. Bd. S. 460. nachlesen. Man wird uns diese Excursion verzeihen; wir konnten aber dem Drange des Herzens nicht widerstehen, indem uns dies Mandat ein eben so großes Curiosum scheint, als der 1489 im heiligen Eöln an's Licht gekommene berühmte Malleus Maleficarum, der Hexenhammer, nach dessen Anleitung man Jahrhunderte lang Menschen folterte und verbrannte.

Daß in einer Stadt von mehr denn 80,000 Seelen in der jetzigen Jahreszeit das Theater zu den Lebensbedürfnissen gehört, ist eine anerkannte Sache und so ist es auch bekannt, daß wir in Eöln ein Theater haben, welches unter Spielberger's Leitung jetzt auf einen Standpunkt gebracht ist, der in manchen Dingen allem guten Geschmack geradezu Hohn spricht. Was die neuesten Erscheinungen der dramatischen Literatur angeht, so scheint die Direction unsern ästhetischen Magen gar nicht für befähigt zu halten, dieselben zu verdauen. Mosen, Prug u. s. w. sind für uns noch Männer im Monde, dahingegen werden wir bis zur Uebersättigung mit den Ragouts aus der Börnstein'schen Uebersetzungs-Garlküche regalirt. Den Bemühungen des seit einiger Zeit hier als Regisseur wirkenden Bühnendichters Roberich Benedix haben wir endlich in der letzten Zeit einige Neuigkeiten zu verdanken: Laube's Monalbeschi und „das weiße Blatt“ von Guklow. Letzteres hat Fiasco gemacht, da hingegen ist das erstgenannte Stück mit dem wärmsten Beifalle aufgenommen und schon einige Male bei vollem Hause wiederholt worden. Die Aufführung von Godsched und Gellert steht uns auch bevor. — Wie weit es die Virtuosen-dressur gebracht hat, zeigt in diesem Augenblicke bei uns der zwölfjährige Alfred Fall aus Triest, der in seiner Art als Clavierspieler — man staune — schon mit Liszt, Willmers, Thalberg, Dreyshock u. s. w. in die Reihe tritt, und auch schon auf den Tasten so herumfegt, daß man nach jedem Concertstücke sich ängstlich danach umsieht, wie viele Finger den Hals gebrochen haben können. Und solchen herz-, gefühl- und gemüthlosen Fingerfertigkeiten-Kunststücken und Seitänzereien konnte Deutschland enthusiastisch huldigen, sie konnten

einzelne Städte Deutschlands zu einem an Wahnsinn grenzenden Enthusiasmus herausschrauben. Ein charakteristisches Merkmal des letzten Jahrzehnts der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts! — Die Wellen des Faschings fangen schon an bei uns zu läuten und erbau-lich nehmen sich in unsrer Zeitung die Carnevalsanzeigen neben den Einladungen der Vereine aus, die unter dem Protectorate aller nur denkbaren Heiligen hier vegetiren. In der dormalen hier grassirenden Vereinsepidemie ist auch einer entstanden, dessen Zweck, unserm verstorbenen Erzbischof Clemens August ein Denkmal zu errichten. Seine kolossale Büste in Marmor ist schon längst fertig. Die Verehrer des Seligen, welche dieselbe fertigen ließen und nicht gern aus ihrer Tasche bezahlen, müssen sie nun an den Mann zu bringen suchen, denn es darf die Verehrung nicht viel Groschen kosten. Sehr zu wünschen wäre es, wenn sich in Cöln ein Keulichkeits-Verein bildete, denn unser Straßenschlamm hat seines Gleichen nicht, ist wahrhaft classisch und scheint auf die neuen Gemeinderäthe oder Stadtverordneten zu warten, indem unser jetziger Stadtrath sammt unser Polizei mit demselben auf dem vertrautesten Fuße zu stehen scheinen. Süß ist die Gewohnheit! und der Straßenkoth bringt der Polizei seine gehörigen Sporteln, die man, wie ganz natürlich, nicht gern verliert.

IV.

Aus Mecklenburg.

Der Parforce-Jagd-Verein.

Es ist doch eine schöne Sache um ein gutes Beispiel. Da fiel es zu derselben Zeit, als gerade in Schlessen die Hungersnoth unter den armen Webern am größten war, einem auserwählten Theile des dortigen Adels ein, den vielbekannten und benannten „Reit- und Jagdverein“ zu gründen. Man wollte, so lautete die rhetorisch abgefaßte Ankündigung, durch derlei ritterliche Vergnügungen und Uebungen dem Adel, diesem Kern des Staates, seine frühere Wehrhaftigkeit und Ritterlichkeit und dadurch wieder sein, ein wenig verloren gegangenes Ansehen aufs Neue erringen. Der Gedanke war in der That nicht übel und machte den Köpfen der Erfinder alle Ehre. Kann der Adel auch wohl etwas Klügeres thun, um das alte Ansehen, nach dem er so sehr trachtet, wieder zu gewinnen, als einige theuer erkaufte englische Pferde todt jagen, einige arme Hasen oder Füchse durch stundenlanges Hetzen martern und dabei Saaten und Felder ruiniren? Müssen ihm solche Thaten nicht nothgedrungen die Verehrung des ganzen Volkes wieder gewinnen, und sind sie nicht die besten Grundsteine zur Gründung des „christlich-patriarchalischen Staates“, den so viele seiner Mitglieder einzuführen wünschen?

Wie sehr ist es im Interesse des allgemeinen Nutzens zu beklagen, daß die Verbreitung solcher „Jagd- und Reitvereine“ bisher noch leider immer so schwach gewesen ist. Welchen herzerhebenden Anblick muß es nicht für alle anderen Staatsbürger gewähren, einen Zug rothberöckter Junker, die wehrhaft gerüstet zur Verfolgung eines Hasen ausziehen, unter dem Klange der Waldhörner und dem Gebelle der zahlreichen Meute, durch die Straßen und über die Felder ziehen zu sehen. Und gar wenn Damen daran Theil nehmen, wenn sie eine Ehre darin suchen, mit dem schnellsten Reiter zu wetteifern, trotz dem besten Piqueur die Meute in Ordnung zu halten, und recht nahe ihr sich vor dem Anblicke Scheuendes Kopf bei dem Fange heranzutreiben, damit ihnen ja kein Zucken und Stöhnen des Thieres, das noch lebendig von den Hunden zerrissen wird, entgehe. Dank sei es den humanen Gesinnungen solcher Zierden ihres Geschlechtes, wir haben häufig Gelegenheit dies Schauspiel zu beobachten, und unseren anderen Frauen, deren Gemüth noch zu verweichlicht ist, als daß sie an solchen Beschäftigungen Behagen finden könnten, mit hochherzigem Beispiele voranzuleuchten.

Dies Alles fühlte der edle Verein des schlesischen Adels besser als wir es hier auszudrücken vermögen, und beschloß, in Erwägung dessen und derothalben, nach langen Berathungen, bei denen des purpurnen und goldenen Weines viel ritterlich getrunken, und tiefdurchdrachte Reden, darinnen Weisheit und blumiger Ausdruck wetteiferten, gehalten worden, den obgenannten Jagd- und Reitverein zu Warttemberg zu gründen. Die Adelszeitung, dieses Blatt der Blätter, pries solches Unternehmen in ausführlichen Spalten und freute sich, dem schon lange darauf begierigen Publicum doch einmal etwas vom Adel, wodurch er sich wahrhaft vor den übrigen gebildeten Ständen auszeichne und den Vorrang, der ihm von Unverständigen bisweilen noch streitig gemacht wird, verdiene, melden zu können. Von diesem edlen „Jagd- und Reitvereine“ meinte sie, würde die Wiedergeburt der etwas in Verfall gerathenen Ritterlichkeit wieder ausgehen, und eine neue Aera des Adels würde durch ihn erblühen. Dringend forderte sie alle Edelen der deutschen Gauen zur Unterstützung und Nacheiferung auf, und verhiess mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit einen getreuen Bericht aller solcher Jagden und ein genaues Verzeichniß der auf denselben todtgehehten Hasen und todtgejagten Pferde. Eine glorreiche Erinnerung der Thaten ihrer Voreltern sollte dadurch späteren Generationen werden, damit diesen doch nicht unbekannt bliebe, warum zu jenen Zeiten von ihren Ahnen ein absonderliches Vorrecht vor den übrigen Ständen beansprucht, ja was noch mehr, selben auch hin und wieder zugestanden worden.

Allein sei es nun, daß der größte Theil des deutschen Adels glaubte, seine Zeit besser anwenden zu können — oder daß ihm das

Geld, dieser Hauptnerv alles Lebens unserer Tage, dazu mangelte — die Sache fand leider nirgends so rechten Anklang. Der hohe Adel verschmähte es zwar nicht, unbeschadet seiner sonstigen Stellung und Würde, bei den Jagdfesten, die ein Croupier in Baden-Baden auf öffentlicher Promenade zur Indignation aller übrigen nicht so hochgebildeten Leute veranstaltete, als Piqueur zu agiren; allein eigene adelige Jagd- und Reitvereine wurden außer Schlesien nirgends ins Leben gerufen.

Nur der Adel Mecklenburgs, dieser würdige Repräsentant alles altadeligen Treibens, wurde ob solcher Idee seiner lieben Brüder in Schlessen begeistert, und beschloß eine Nachahmung. Dieselben Coryphäen desselbigen, die vor mehren Jahren eine Subscription zur Unterstützung der heiligen Sache des Don Carlos in Spanien eröffnet hatten, und von denen in letzter Landtagsversammlung Einer die seiner und seiner Genossen würdigen Worte sprach: „Er sei stolz, daß seine Vorfahren einst das Faustrecht ausgeübt hätten,“ traten auch hier wieder an die Spitze. Man ist es in Mecklenburg schon so gewohnt, diese Herren immer voran zu sehen, wo es ein die Wohlfahrt des ganzen Landes bezweckendes Unternehmen gilt, daß man sich hierüber auch nicht im Geringsten wunderte. Die vollkommene, freilich bisweilen etwas ins Lächerliche ausartende Nachahmung der Pferderennen nach englischer Weise, das Gesetz wornach auf den fliehenden Wilddieb nach zweimaligem Anrufe geschossen werden darf, das vollkommen ausgebildete Patrimonial-Gerichtswesen und noch mehre derartige Einrichtungen verdankt das Land dieser Phalanx seiner altadeligen Gutsbesitzer. Freilich, als im vorigen Jahre Mitglieder der Ritterschaft des bürgerlichen Standes auf dem Landtage die Proposition stellten, daß die öffentliche Spielbank in Dobberan, der mancher Staatsbürger schon seinen völligen Ruin verdankt, aufgehoben werden solle, daß die ganze Ritterschaft auf das Privilegium der Zollfreiheit, wodurch sie auf Kosten des übrigen Volkes so sehr bevorzugt würde, verzichten müsse, daß man den Anschluß des Landes an den Zollverein vorbereiten wolle, da opponirte dieser alte Adel auf das Heftigste dagegen und wußte durch allerlei Machinationen auch glücklich dies Alles zu hintertreiben.

Es bildete sich also im vorigen Jahre durch zahlreiche Unterschriften ein „Parforce-Verein“, dessen Mitglieder natürlich alle dem ersten Adel des Landes angehörten. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin wurde zum Protector dieses ruhmvollen, so sehr der Zeit angemessenen Bundes erkieset, schlug aber leider diese hohe Würde ganz entschieden ab. Man ließ sich hiedurch nicht in seinen Absichten stören, sondern kaufte eine theure Meute abgerichteter Hunde in England, und verpflichtete sich, die Jagd auf seinen und der angehörigen Bauern Feldern zu gestatten. Zur Freude des Landes nahmen im

vorigen Herbst diese Jagden ihren Anfang. Eine edle Gräfin, bekannt durch mehre rühmliche Thaten, worunter z. B. die eigenthümliche und charakteristische Belustigung gehört, die Dorfkinde unter dem Altane des Schlosses zu versammeln, um denselben Eier auf die Köpfe zu werfen und sich daran zu vergnügen, wie der gelbe Inhalt derselben über die Gesichter der Betroffenen herunterfließt, ward zur Diana auserkohren. Große Jagdfeste wurden ganze Wochen durch auf den verschiedenen, in der Nähe liegenden Gütern der Theilnehmer gehalten, und zahllose Flaschen dabei ausgestochen. Am Morgen nach eingenommenem guten Frühstück, bei denen natürlich der Portwein und der Madeira die Herzen entzündeten, und wobei auch die Mehrzahl der Damen es nicht verschmähet, ein starkes „Wenig“ an dem Feuertrank zu nippen, versammelt sich die Gesellschaft, um die Jagd zu beginnen. Die Herren alle in rothen Phantasie-Tracks, engen weißen Hosen, Stulpstiefeln und schwarzen Sammetkappen; die Damen, welche als Amazonen mit reiten wollen, in langen wallenden Reitkleidern von derselben Farbe, und eben solcher Kopfbedeckung wie die Männer. Mit Peitschengeknall und Hundegebell zieht die Gesellschaft durch die schlechten Wege des aus elenden Lehmhütten bestehenden Dorfes auf das freie Feld. Ein armer Hase ist von den Spürhunden aus dem bergenden Kartoffelfelde aufgetrieben und sucht mit schnellen Läufen ein rettendes Gehölz. Laut klaffend folgt die Schaar der Hunde seiner Fährte, die Jäger, Damen wie Herren, spornen oder peitschen ihre Kenner zu rascherer Gangart und bemühen sich, bei den Hunden zu bleiben. Durch Dick und Dünn, über bebaute wie unbebaute Felder geht nun die Jagd. Immer weiß der Hase durch Wendungen und plötzliche Veränderungen seines Laufes seinen Verfolgern zu entfliehen. Einzelne Reiter bleiben aus Schonung ihrer edlen Rasse, oder weil sie etwa vorkommende gefährliche Passagen scheuen, schon zurück, die Mehrzahl aber, und unter dieser namentlich die mitreitenden Damen, schont weder Sporn noch Peitsche, um ja den Fang aus rechter Nähe mit ansehen zu können. Endlich, oft nach stundenlangem Jagen, haben die Hunde das aus Ermattung niedergestürzte Thier erreicht, dem die Todesangst schreiende Töne entlockt. Unter ihren wüthenden Bissen und Zerren findet er sein qualvolles Ende. Begierig weihen sich die im Kreise rings versammelten Jäger an diesem edlen Schauspiel. So wird die Jagd noch einige Male wiederholt, bis endlich die völlige Erschöpfung der Pferde, die mit vom Sporn zerrissenen Flanken, über und über mit Schaum bedeckt und keuchend die Luft einathmend, einen traurigen Anblick gewähren, und oft an einem einzigen Morgen um einiger Hasen willen für immer ruiniert sind, Einhalt gebietet. Die Beute am Sattel befestigt, zieht die Jagdgesellschaft wieder ins Schloß zurück, ungemein befriedigt von dem so gut angewandten Morgen.

Ein großes Diner, wozu tüchtiger Hunger mitgebracht und die mecklenburgische Virtuosität im Essen und Trinken sich im glänzenden Lichte zeigt, beginnt. Die Unterhaltung dreht sich dabei um die Begebenheiten der heutigen Jagd, die breit und umständlich von jedem einzelnen Theilnehmer auseinandergesetzt und beurtheilt werden. Interessante Nachrichten über Hunde und Pferde bringen angenehme Abwechslung dazwischen. Da man auf manchen mecklenburgischen Gütern nie, oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen, über andere Gegenstände sprechen wird, so findet dies Gespräch allgemeine Theilnahme. Damen wie Herren werden ordentlich begeistert, wenn sie auf die Thaten der Wetrenner des Grafen H. oder des Barons M. kommen, und erstere hören mit großer Unbefangenheit, die von ihrer sonstigen gezierten Prüderie ganz seltsam absticht, die genaueren Details der Pferdezüchtung und Paarung mit an, und wissen auch ganz naiv die einzelnen bei der Paarung gebräuchlichen technischen Ausdrücke zu erzählen. Doch der Wein, der in ungeheuren Quantitäten vertilgt ist, beginnt seine Wirkung zu äußern, man wird aufgeregter und geht von den Pferden zur — Politik über. Hilf Himmel! die Politik in dem Kreise des mecklenburgischen „Parforce-Vereines“. Donnernde Reden gegen die neue Zeit, welche es wage, an den alten Rechten des Adels zu rütteln, werden gehalten und der ganze altadelige Zorn auf dieselbe herabgeschworen. Am schlimmsten kommen die liberalen Schriftsteller fort, „welche an all dem Unheil Schuld wären und dem dummen Volk nur allerlei Unsinn in den Kopf setzten.“ Ein Herr meint, die Regierung müsse alle Zeitungen, mit Ausnahme der von ihr selbst ausgehenden und der etwaigen Jagd- und Adelsblätter, ganz verbieten. Ein anderer vornehmer mecklenburgischer Graf äußert den lebhaften Wunsch, „einmal alle diese verdammten Demagogen in seiner Gewalt zu haben, damit er sie mit seinen Jagdhunden einsperren und gleich diesen mit der Peitsche an Zucht und Ordnung gewöhnen könne, was ein zustimmendes Gelächter der Uebrigen zur Folge hat. Nach den liberalen Schriftstellern kommt die Parthei der bürgerlichen Gutsbesitzer, welche gleiche landständische Rechte mit den Adeltigen verlangen, an die Reihe und erhält eine reiche Menge nicht ehrenvoller Beinamen. Ein großes Trink- und Spielgelage, wobei anscheinlich im Hazardspiel gewagt wird, macht das würdige Ende des würdig begonnenen Tages.

Es bedarf im Grunde keiner Erwähnung, daß nur ein Theil des mecklenburgischen Adels auf solche Weise seinen Stand prostituiert. Unter der Mehrzahl giebt es eine Menge gebildeter, vernünftiger und die Anforderungen der Zeit wohl erkennender Männer, welche in Mecklenburg zum Wohle des ganzen Landes eine so hohe Stufe erreicht hat, streben. Mit gerechter Indignation sehen diese das rohe

Orenzboden, 1845. IV.

und unverständige Treiben ihrer Standesgenossen an, die leider vermöge ihres Reichthums und ihrer sonstigen Stellung eines gewissen Einflusses nicht entbehren.

V.

Berliner Dichter.

Titus Ulrich.

(Das hohe Lied. Berlin, Verlag von C. G. von Puttkammer. 1845.)

Das junge Berlin hat einen kleinen Triumph gefeiert. Es hat nämlich einen Poeten aufgetrieben, der den letzten Drakelspruch der allermodernsten Philosophie, die Menschengottheit, in einem höchst merkwürdigen Hohenlied proclamirt. Ohne uns in Erörterungen über die Tiefe oder Wahrheit des vieldeutigen Drakelspruchs einzulassen, bemerken wir vorerst, daß Kirche und Staat sich darüber beruhigen können. Nichts ist beiden weniger gefährlich, als der zum Gott erhobene Berliner. Theologen, die ihr Fach nicht bloß handwerksmäßig betrieben haben, werden begreifen, daß es nicht gerade die frivolsten, sondern eher die denkenden und glaubensdürstigen Geister sind, die einmal dahin kommen, den biblischen Sag von der Schöpfung des Menschen nach Gottes Ebenbild umzukehren, und daß der Freudenrausch über diesen Fund mit der Zeit zu noch ganz andern Resultaten umschlägt. Die politischen Nachtwächter aber mögen auf ihrem festen Eckstein ruhig weiter schlafen. Männer der alten Welt und des Mittelalters haben in aller Naivetät, ohne zu wissen, was die neueste Reflexion weiß, göttergleiche und polizeiwidrige Thaten gethan, während die bewußten Götter unserer Zeit zwar Götter sind, aber keine Männer; ähnlich den reichen Juden in Wien, die für vieles Geld Titularbarone, aber keine Bürger werden können. Der junge Berliner wird, vermöge der hindugermanischen Wahlverwandtschaft, durch die neueste Philosophie nur einem jener hunderttausend indischen Götzter gleich, die, in himmlischer Sabbathstille sitzend, ihre eigenen hochgespannten Nasenflügel bewundern, — bis sie blasirt sind.

Sehen wir uns aber „das Hohe Lied“ und seinen Poeten näher an. Titus Ulrich besitzt allehand Eigenschaften, die dem Katechismus des jungen Berlin eigentlich schnurstracks entgegen laufen, z. B. Gemüth, Phantasie und andere altmodische Schwächen, die ein überalleshinausiger Streblianer ja nur mit verachtendem Mitleid ansehen kann. Was in seinem Buche von Natur, Temperament, Naivetät, überhaupt von poetischem Talent zeugt, das hat er nicht aus den Quellen der Berliner Abstraction geschöpft; wohl aber ist es die Sucht, absolute Ideen zu malen, was ihn manchmal verrückt macht.

Genialität und Unsinn fließen oft untrennbar in einander; und dies halten wir bei einem angehenden Poeten für ein besseres Zeichen, als jene Gewandtheit im Versificiren moderner Tendenzformeln, welche manchen Adepten der norddeutschen „Wissenschaft par préférence“ in einem austrocknenden Grade eigen ist. Titus Ulrich macht keine Phrasen, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber Bilder voll reckenhafter Ueberschwänglichkeit; schwindelnder Bombast und fiebertraumartige Farben wechseln fortwährend mit Empfindungen voll tiefer Wahrheit, mit reizenden Anschauungen und kühnen dithyrambischen Tönen ab. Kurz, der Verf. scheint eine sehr begabte und sehr junge Vollblutnatur, die eben in der Periode ist, wo deutsche Jünglinge ihren Sturm und Drang austoben. In den Berliner Schulen pflegen solche Früchte nicht zu wachsen. Der Verf. hat sich vermuthlich nur durch Zufall hinein verirrt.

Die Gestalt des Ganzen ist zu formlos, als daß eine genaue Zergliederung möglich wäre. In der Einleitung anticipirt der Dichter das Resultat, zu welchem er im Schlußkapitel kommt: daß der Mensch Gott sei. Im übrigen, d. h. im Haupttheil des Buches, soll, allem Ansehen nach, gezeigt werden, wie der Dichter durch innere und äußere Erlebnisse nothwendig bis zu jenem „freien Standpunkt“ sich „entwickeln“ mußte. Aber eben so wenig als der Verfasser uns einen deutlichen Begriff giebt von dem Leben, welches der Mensch als Gott führt, eben so wenig zeigt er uns die consequente Nothwendigkeit jener Entwicklung. Umgekehrt, aus den meisten Lebensbildern und Episoden, die der Poet einflücht, geht hervor, daß die Menschen sehr jämmerliches Gewürm sind. Er selbst aber ist bald Faust und bald Hamlet, dann nimmt er die Attitude Hiobs an und dann wieder ruft er Dante zu Hülfe; er liebt, er spielt, er verzweifelt, er dichtet, kurz er treibt was nur ein poetischer Jüngling Alles treiben kann, er ist skeptisch, wie die kühnen Denker der Geschichte und Fabelzeit, er ist zerrissen wie die nervenschwachen Heroen der Neuzeit und wir glauben ihn schon im Sumpf der modernen Blasirtheit untergehen zu sehen, da plötzlich gelingt ihm der salto mortale, zu dem er schon früher kleine Anläufe genommen, er macht den Sprung auf den Götterthron und — empfehl mich ihnen. Charakteristisch ist auch folgender Umstand. Wo Titus Ulrich seinen göttlichen Raps hat, da schreibt er wie im Zustand einer Gehirnentzündung; wo er sich dagegen herabläßt, bloß Mensch zu sein, verräth er ein allerliebstes und reiches lyrisches Talent. So gehören der Weihnachtsabend, die Liebesgeschichten, die Revolutionsscenen und die Naturschilderungen zu den besten und genießbarsten Partien seines Buches.

Und wir glauben, wenn Titus Ulrich noch ein, zwei Jahre vergehen läßt, so wird er es überhaupt vorziehen, ein talentvoller deutscher Poet zu sein, als ein Gott unter Berliner Göttern.

VI. N o t i z e n .

Wie die Nassauer Schiffer kein Schmuggeln leiden. — Berichtigungsrevuefälle. — Juden und Deutsche. — Die preussischen Duellgesetze. — Der neue Leipziger Bayard. — Der „ewige Jude“ in Rußland.

— Es kommt häufig vor, daß reisende Gesandten und ähnliche diplomatische Großherren, deren Effecten auf der Grenze nicht visitirt werden, ganz allerliebste Schmuggelleien machen und werthvolle Sachen, die ein gewöhnlicher undiplomatischer Sterblicher mit schwerem Gelde versteuern muß, zollfrei herüber führen. Die Nassauer Schiffer am rechten Rheinufer, ein feddes Völkchen, scheinen jedoch noch gegen Schmuggler ganz anderer Art rücksichtslos sich zu wehren. Der Brüsseler Universitätsprofessor Herr Ullis — der uns nachfolgende Anekdote selbst erzählt hat — war bei den diesjährigen Festen am Rhein unter der Zahl der fremden Gäste. Bei einem Ausfluge auf dem rechten Rheinufer wollte er in der Nähe von Coblenz auf einem der Rähne ans jenseitige Ufer übersetzen; er stieg ein, allein die Schiffer, die am Ufer noch allerlei zu schaffen hatten, zögerten lange mit der Abfahrt. Mittlerweile stieß eben ein anderer Kahn vom Lande, in welchem zwei, und wie es schien vornehme Herren saßen. Diese also, die die Ungeduld des vergebens Wartenden sahen, luden ihn zuvorkommend ein, mit ihnen die Ueberfahrt zu machen. Professor Ullis nahm die Einladung dankbar an. Aber kaum war er in den gastfreundlichen Kahn gestiegen, da riefen fünf bis sechs vom Ufer herbeilaufende Schiffer: Das ist verboten! Das darf nicht sein! Der fremde Professor, der der deutschen Sprache nur halb mächtig ist und von der deutschen Polizei vielleicht einen desto mächtigeren Begriff hat, erschreckt bei diesem Geschrei und eilte, um nichts Unerlaubtes in einem fremden Lande zu begehen, trotz des Zuredens der beiden Herren in seinen ursprünglichen Kahn zurück, der endlich langsam sich in Bewegung setzte, während der andere, von vier tüchtigen Ruderern besetzt, pfeilschnell voranfloß. Herr Ullis erkundigte sich nun, warum man ihm verwehrte, mit dem andern Kahn zu fahren, und erfuhr, daß die Schiffer vom linken Ufer nicht das Recht haben, Passagiere vom rechten Ufer hinüber zu fahren. Kennt ihr die beiden Herren, die in dem andern Kahne saßen? fragte Herr Ullis weiter. „I freilich,“ antwortete der Schiffer mit einem pfiffigen Lächeln — „der Eine war ja der König von Preiße; aber das thut nischt, wir brauche das nit zu wisse, un de Preiße derfen uns Nassauer kane Paschaschire fortnehme.“

— Unter den deutschen Auswanderern nach Amerika sollen sich in der letzten Zeit auch mehrere Herren von dem preussischen Berichtigungsbureau eingeschiffet haben. In der That sind die „Berichtigungen“ in den deutschen Zeitungen, die voriges Jahr so viel Aufsehen machten, allmählig eingeschlafen, während sie in Amerika auftauchen. Das in Washington erscheinende officielle Journal „Union“ enthielt

vor einigen Wochen einen Artikel über Preußen, der mit etwas schreiend rothen Farben und mit wenig galanten Ausdrücken geschrieben war. Der preussische Geschäftsträger in den vereinigten Staaten, Herr von Gerolt, soll darauf bestanden haben, daß dieser Artikel widerrufen werde, und soll sogar erklärt haben, im Weigerungsfalle seine Pässe zu verlangen. Die „Union“ hat nachgegeben und den fraglichen Artikel einige Nummern später als übertrieben und unschicklich erklärt. Das Ministerium der Vereinigten Staaten soll aber zu gleicher Zeit erklärt haben, daß es sich vorbehalte, den nordamerikanischen Geschäftsträger in Berlin zurückzurufen, im Falle die preussische Staatszeitung (in Washington kennt man sie noch unter diesem Titel) einen die republikanischen Institutionen Amerikas verunglimpfenden Artikel bringen würde.

— Bei der Entdeckung der jüngsten Verschwörung in Posen tauchte ein kleiner Nebenpunkt auf, der einige Beachtung verdient. Die Verschwörer wollten zur Einleitung die Juden in Sulmierzyce ermorden, um, wie es heißt, durch diese Diverfion die Befabung von Krotoszyn herauszulocken und desto leichter Krotoszyn selbst einnehmen zu können. So wohlfeil ist dort das Wischen Judenblut; das Gemekel wäre zugleich ein Privatvergnügen und ein geschicktes Manoeuvre gewesen. Bezeichnend für die Stellung der Juden ist es, daß sie, nicht blos in Polen, sondern auch in Ungarn, Böhmen und Währen, wohin sie größtentheils in alter Zeit aus Deutschland eingewandert sind, doppelt gehaßt werden, erst als Juden und dann als Deutsche. Der Leser mag darüber lächeln; eines unserer großen Nationalblätter hat sogar, als ein magyarischer Deputirter einst auf dem Reichstag gegen die Emancipation der Juden aus demselben Grunde sprach, mit einer nasencrümpfenden Bemerkung sich „für die Ehre bedankt“, an den ungarischen Juden Vertreter des deutschen Elements zu haben: es ist dennoch so, sie gelten dort für Deutsche, weil sie deutsch reden und deutsche Bildung besitzen; angemast haben sie sich die Ehre gewiß nicht, denn sie leiden darunter. Sie schwelgen nicht, sondern sie fassen an zwei Tafeln. Dort, wo es ein verstärkender Grund zum Haß ist, erkennt man ihr Deutschthum sehr bereitwillig an; bei uns dagegen wird Nichts so hartnäckig bestritten als ihr Deutschthum, weil es ein Grund wäre, sie zu naturalisiren. Wir wollen uns hier nicht auf die Emancipationsfrage einlassen, die seit funfzig Jahren gründlich genug durchgedroschen worden ist und die hoffentlich nach hundert Jahren weiterer Forschung endlich gelöst werden dürfte, aber zahllose Beispiele zeigen, daß die Juden in vielen Gegenden Deutschlands nicht nur nicht als Staatsbürger, sondern kaum als Menschen behandelt werden. Ein Blick auf Oesterreich, Baiern, Hannover, Mecklenburg oder die Hansestädte wird Jedem beweisen, daß wir nicht übertreiben. Die Geschichte des Schulm Moses, welche so eben durch die deutschen Zeitungen läuft, gehört durchaus nicht zu den unerhörten Fällen.

Schulm Moses stammt aus dem Hannoverschen und war einige Zeit im Holsteinischen mit seinen Eltern, nach deren Tode er zurückkam und mit einem inländischen Paß mehrere Jahre als Hausfrevler herumzog; plötzlich wird er als Heimathloser ausgetrieben, denn sein Einwohnerecht war nicht gehörig verbrieft und eingetragen. Gut, dies kann bei unserer Heimathscheinpedanterie auch einem gut christlichen Deutschen begegnen. Aber mit dem Juden Schulm macht man weniger Umstände. Mit Prügelein, wie ein Verbrecher, wird er im Hannoverschen entlassen, und zu neuen Prügelein ist er im Voraus verurtheilt, wenn er die Grenze wieder überschreiten sollte. Aber die angrenzenden Länder und Ländchen haben keine Lust, den Heimathlosen bei sich aufzunehmen und treiben ihn immer wieder nach der hannoverschen Grenze zurück, zu neuen Prügelein. Wie man sich einen Spielball zuwieft, so prügelein sich drei oder vier deutsche Bundesstaaten den armen Juden gegenseitig zu, und keiner will ihn behalten. So irrt der verzweifelte Schulm, im gräßlichsten Winterwetter, mit Weib und Kindern von einem Gebiet zum andern. Man spreche noch von deutscher Sentimentalität. Die liberalen Blätter aber glauben sehr human zu sein, indem sie fragen: Giebt es denn kein Mittel, den Schulm Moses nach — Amerika zu transportiren?

— Die neuesten Duellgesetze in Preußen sind geeignet, den Bürger von jedem Zweikampf mit dem Militair abzuschrecken, nicht aber umgekehrt; denn während jener nach dem strengen Landrecht gerichtet wird, kommt dieser mit sehr leichten Strafen davon. Sehen wir den Fall, ein Referendar wird von einem Offizier beleidigt, so ruiniert er sich oder Andere, wenn er den Schimpf nicht auf sich sitzen läßt. Fordert er z. B. den Beleidiger und wird von diesem glücklich erschossen, so kann sein bürgerlicher Secundant, nach dem Landrecht, zu zehn Jahren Festung verurtheilt werden, der siegreiche Offizier dagegen ist nach höchstens zwei Jahren wieder frei. Ist der Civilist so unglücklich, seinen Gegner zu erschießen, so kann er als Todtschläger lebenslänglich sitzen. Die Chancen sind also etwas ungleich und werden nicht verfehlen, dem Militair ein gehöriges Bewußtsein und Uebergewicht vor dem wehrlosen Civilstand zu geben.

— Ein neues Volksblatt, das sich in Leipzig ankündigt, macht durch seinen närrischen Titel in ganz Deutschland Aufsehen. „Bayard, der Kämpfe für Gott, König und Vaterland“ nennt sich dieser Ritter ohne Furcht (vor der Censur) und Tadel (in den Augen der Polizei). Seit wann ist es erhört, daß in constitutionellen Ländern Gott und König einer besondern Leibwache bedürfen? Von jeher waren es nur Inquisitoren, Fanatiker und alberne Obscuranten, die sich einbildeten, Gott bedürfe ihres kämpfenden Armes; und nur die Marquis von Carabas und Consorten haben sich in modernen Verfassungsstaaten einfallen lassen, unter einer besondern Rubrik für den König und extra für's Vaterland zu kämpfen. Der Leipziger Bayard weiß ge-

wiß nicht recht, was er in Sachsen will, allein, wie gesagt, die Devise auf seinem Schilde hat einen Kococoklang, der grade jetzt sehr unangenehm auffällt.

— Alles Bücherverbieten und Manuscriptecastreien, alles Lichtverhängen und Luftabsperrn geschieht überall sehr inconsequent, und führt zu den größten Princip-, Zweck- und Sinnlosigkeiten, wie das nothwendig die Unnatur des ganzen Verfahrens mit sich bringt; nirgends aber ist die Geistespolizei ein so frech dummer Teufel wie in Rußland. Eugen Sue's ewiger Jude, den man in Oesterreich und Italien liebt, weil er verboten ist, wird in Warschau ganz offen verkauft und ist sogar mit russischer Censurrelaubniß ins Polnische übersetzt. Der juif errant geht ja nur auf die Jesuiten und den katholischen Clerus, denkt sich der Russe und wiewert vielleicht vor Schadenfreude, zeigen zu können, daß der liberale Franzose denselben Clerus angreift, den auch Rußland vernichten möchte, obwohl aus andern Gründen. So grob materiell, so rein persönlich sind die Begriffe, von denen die russische Censur ausgeht. Als ob die Farben, mit denen Sue das Treiben der Jesuiten malt, nicht größtentheils auf alles Pfaffenthum paßten? und an Pfaffen wird es doch unter den russischen Popen auch nicht fehlen. Als ob die moralischen Motive, die den Sue'schen Kriegserklärungen gegen die Jesuiten zu Grunde gelegt sind, als ob diese Ideen und Begriffe mit den russischen Ideen von Menschenwürde, Freiheit und Recht so verträglich wären!

Einigkeit nicht Einheit.

Nothgedrungene Vertheidigung gegen Herrn Dr. Krause.

Herr Dr. Krause in Dresden hat den Titel meines Buches, „Mittelmeer, Ost- und Nordsee“ zu einem sehr geistreichen Auffatz in Nr. 46. der Grenzboten benützt. Daß ich darin mehr getadelt als gelobt werde, finde ich ganz in der Ordnung; wunderbarlich überrascht aber hat es mich, daß ich von Herrn Dr. Krause plötzlich den franzoselnden Politikern beigezählt werde, während ich doch früher eben von den Grenzboten als Franzosenfresser getadelt worden bin. Wer auch nur eine einzige meiner Schriften wirklich gelesen hat, wird diese meine Ueberraschung theilen. In allen meinen Büchern und Aufsätzen spreche ich entschieden gegen die Nachäffung des Franzosenthums und für eine der deutschen Volkseigenthümlichkeit und Geschichte entsprechende Entwicklung Deutschlands. Und nun tritt Herr Dr. Krause auf und behauptet, ich faßte Nationalität im französischen Sinn auf, wollte für Deutschland Machteinheit und Centralisation nach französischem Muster; und dies behauptet der Herr Doctor bei Besprechung eines Buches, in welchem ich unter anderm wörtlich folgendes sage: „Es hat sich der deutschen öffentlichen Meinung der Wahn bemächtigt, Deutschland könne nur nach französischem